

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

72. Mittwoch, am 7. September 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Gesammelte Novellen** von Theodor Mügge.  
3 Bände. Leipzig, Brockhaus. 1842.

Eine entschieden und unverkennbar ausgeprägte Individualität unterscheidet den Schriftsteller von wahrem, innerem Beruf, den echten Sohn des Genius von dem durch äußere Nothwendigkeit zum Schreibtisch Getriebenen, vom großen Haufen der Bücherfabrikanten à bonne fortune. Wer Mügge's gesammelte Novellen liest, wären ihm auch die „Benedicere“, „Tänzerin und Gräfin“, „Louffaint L'ouverture“ unbekannt geblieben, wird auf jeder Seite fast charakteristische Merkmale eines „Auserwählts“ finden. — Namentlich besitzt er die seltene Gabe, längst Dagewesenes, sey es im tastbaren Körper der Handlung oder im vorüberstreichenden Flügelschlage der Reflexion, frisch zu durchgeistigen, neu zu gestalten in so warmer, lebendiger Art, daß seine Zeugungskraft sich überall als Urkraft darstellt. In der That, Alles was der Dichter seine Personen thun und sprechen läßt, gehört ihm eigen und ungetheilt an, abgesehen von jener Reproduction im Gebiet des poetischen Schaffens, die sich auch bei dem originalsten Schriftsteller finden muß, weil der Gesamtschatz des geistig Hervorgebrachten das Gemeingut Aller geworden, aus dem jeder Producent schöpft, indem er ihn in Wirklichkeit oder nur anscheinend vermehrt.

Bewundernswerth ist an den Mügge'schen Novellen ihre feine, zierliche und doch so kräftige Gliederung; nie sind die Formen unangenehm, plump und massiv, ohne daß der Fülle und Energie, welche der Dichter seinen Charakteren und Situationen geben will, Abbruch geschieht. Dann entspringen die Motive, den Gang und Abschluß der Handlung bedingend, meist aus innerer Nothwendigkeit, nicht, wie das leider so oft bei deutschen Erzählern der Fall, aus grober Willkür und ungeschickter Verlegenheit, in welcher sie nur Mißgeschöpfe zur Welt bringen können. Einige Fälle dieser Art, welche sich in Mügge's Novellen vorfinden, werde ich bald zu bezeichnen versuchen.

„Angelica, aus den Papieren eines deutschen Edelmannes“ eröffnet den Cylus. Eine Art Doppelnovelle, in welcher die Vergangenheit in spannendster Weise eingreift in die Gegenwart, die sich vor dem Le-

ser aufrollt. Dieses Zerspielen seiner Aufmerksamkeit dieses Vor- und Rückblicken zu gleicher Zeit, dieses Hohlspiegel-Manövriren, welches der Autor vom Leser heischt, hat indessen Mängel, die nur von dem echten Talente ohne Beeinträchtigung der zu hoffenden Anerkennung und des Genusses seiner Schöpfung, aufgesucht werden können. Wer aber kann unserm Autor jenen Rang streitig machen? Der hervorstechendste Charakter in der Novelle „Angelica“ ist übrigens keinesweges das junge liebende Edelräulein selbst — sie spielt im Gegentheil fast durchgehend eine passive Rolle — sondern der Oberste Laforce, ein bis auf die schroffste Spitze socialer und politischer Zweideutigkeit emporgespitzter, später glänzend gerechtfertigter Charakter, originell, pikant, scharf und lebendig gezeichnet. Hier und da dunkeln indessen die Farben mehr, als das poetische halbe Duster, in welchem diese Gestalt fortwährend erscheint, es nothwendig machte; sie zerfließt momentan in Nacht und Schatten, und wir haben Mühe, das schon aufgenommene Bild nur in den Umrissen festzuhalten. — Gerade in dieser ersten Novelle dünkt uns auch die jäh tragische Lösung des Knotens etwas willkürlich. Sie gleicht fast einem Zerschneiden und dieser Knoten ist doch bei Weitem kein gordischer. Mit Meisterhand ist der Beichtvater des alten Marquis von Gallanches, der erbshleicherische, gleißende und dann betrogene Jesuit gezeichnet. Wirklich, ein kleines Chef d'œuvre, aus einem Stück mit fester Hand gehauen, daguerreotypisch getreu nach dem Leben aufgenommen, glatt vollendet, fertig gemeißelt.

Auch in der zweiten Novelle: „die Emigranten“ sich an die Invasionsversuche der Bourbonen zur Zeit der französischen Consularregierung knüpfend, wird dem finstern Fatum seine poetische Rolle angewiesen und, wie wir es so allmählig heranschreiten, seine Opfer erfassen, sie bald mit einem Keulenschlage niederschmettern, bald für langsameres Vernichten sie zurückreißen sehen, bewundern wir die gesunde Mäßigung, mit welcher der Dichter seine Kräfte anwendet, die imponirende Gewalt, mit der er seines Stoffes Meister bleibt, die Situationen nie bunt und wirr in und übereinander kollern läßt, und trotz der grellsten Schreck-

nisse, in die er den Leser reißt, durch zartere Einschlagsfäden das Grasse mit dem Lieblichen, Mildem, Weichen zu versöhnen versteht. Der meuchlerische Tod des Herzogs von Enghien, — einer der blutrothen Rostflecken in dem strahlenden Kaiserrepos — in neuerer Zeit mehrfach novellistisch, wie dramatisch (auf letzterem Felde jüngst von dem talantvollen Auotdidakten Fr. Clemens in Hamburg) behandelt bildet eine höchst anziehende Episode der „Emigranten.“ — Die beiden eben besprochenen Novellen machen den ersten Band aus. Der zweite beginnt mit „Rosalie,“ einer Schöpfung, die von allen hier vorliegenden mich am wenigsten angesprochen hat. Nicht, daß nicht auch sie das Eigenthümliche, scharf Ausgeprägte der Mügge'schen Dichtungen unverkennbar trüge. Die Darstellung, welche sich in dieser Novellensammlung hier zuerst auf deutsch socialem Boden bewegt, ist lebendig, gewandt, läßt sich keinen der Vortheile entchlüpfen, welche aus der interessanten Gruppierung, dem Wurf der wunderlichen Charaktere und Situationen irgend hervorspringen können. Oft überrascht uns der Autor durch das sinnigste, farbenzarteste Ausmalen eines Momentes, dessen flüchtige Berührung man höchstens erwartet hätte, der aber, in der merkwürdig gefühlsschönen Auffassung zu einem hervorleuchtendem Punkte der Erzählung wird. Nur klopft der Puls warmer Lebenswahrheit nicht in ihr: es wird uns in mehreren der Hauptmomente schwer, sehr schwer, an den Dichter zu glauben, das erste Erforderniß zum Vollgenuß einer novellistischen oder sonstigen poetischen Gabe. Es ist etwas Verrenktes, aus den natürlichen Zügen und Formen Gerissenes in dieser Novelle, wodurch sie Mißstimmung und Unbehaglichkeit zurückläßt. Vielleicht ist meine Ansicht eine irrige, vielleicht befand ich mich nicht in der angemessensten Stimmung, als ich „Rosalie“ las, aber kurz, ich kann, obwohl die Zeichnung der Heldin äußerst originell und tief gedacht, den Schluß der Erzählung, die endliche Vereinigung des von seiner vornehmen Frau geschiedenen Medicinalrathes Stern mit der ersten Geliebten, in schönester Treulosigkeit von ihm verlassen, einzig und allein um eine angesehene Stellung zu erheirathen, weder bürgerlich wahrscheinlich, noch poetisch gerecht finden. Der egoistische, berechnende, klügelnde Stern kann unsere Sympathie kaum in Anspruch nehmen, trotz seiner Leiden. Sein Glück verdient er nicht; die Nemesis hätte ihn wohl nicht sobald loslassen dürfen. Ob wohl Wahnsinn und Tod des alten Professors denkenden Lesern hinreichend motivirt scheinen werden?

In der folgenden Erzählung, „zwei Bräute“

betitelt, überrascht die neue, frische, brillante Behandlung eines der ältesten Thema's. Ein schönes, sinniges, argloses Mädchen ward verführt und verlassen von dem Sproß eines ahnenstolzen Hauses. Richard ist nicht herzlos, er liebt noch das Opfer seiner Leidenschaft, sein Gewissen treibt ihn wieder zu Jenny, Alles will er für sie thun, Alles ihr geben, nur seinen kammreinen Namen nicht. Das leise, an einstiges Gericht mahnende Klopfen in seiner stolzen Brust, die Besorgniß, das Herz des armen Mädchens zu brechen, die Scheu vor der kalt strengen, würdigen Mutter derselben hält ihn ab, seinen Entschluß von vornherein fest und klar auszusprechen. — Mutter und Tochter überlassen sich eine Zeit lang der Hoffnung der Wiederherstellung ihrer Ehre. Fürchterlich bricht die Täuschung herein. Richard's Cousine, die rauhe, stolze Engländerin Miß Recha, ein weiblicher Sonderling, ist ihm in spleeniger Liebe nach Deutschland nachgereist, ihm, dem einzigen der Männer, der sich ihr nicht knielegend genahet war. Das Gleichartige in den Charakteren Richard's und Recha's hat hier die Befestigung der letzteren zur Folge. Ueberdies ist das Vermögen des jungen Edelmannes bedroht durch ein abhanden gekommenes Dokument. Er empfängt dasselbe am Abend seiner Verlobung mit der Cousine, die den Glanz seines Hauses retten muß, durch den Edelmut und die Energie der verlassenen Jenny zurück. Bald nach dieser meisterhaft angelegten, ungemein wirksamen Situation erfolgt der Selbstmord des unglücklichen Mädchens, die endlich, durch ein Schreiben Richard's, aus dem Paradiese ihrer Hoffnungen in die Hölle der Verzweiflung gestürzt wird. Doch die Rachegöttin schlummert nicht. Ein Morgenritt führt den Verführer und Mörder Jenny's, an der Seite seiner glücklichen, vornehmen Braut, an die Stelle, wo sein Opfer, von Fischern soeben den Fluthen entzogen, daliegt. Das jähe Ausschreien seines Schmerzes verräth der beleidigten Engländerin Alles. In Zorn und Verachtung, bricht sie mit ihrem Verlobten, reicht einem geckenhaften Nebenbuhler, der bis dahin nur Zielscheibe ihres Spottes gewesen, ihre Hand. Richard aber, dessen besserer Mensch durch jene Catastrophe sich Bahn gebrochen, bleibt der treue, zerknirschte Sohn der vereinsamen Mutter Jenny's, der liebende Vater seines Kindes und das Andenken der seinetwillen Gestorbenen umschwebt fortan sein Leben verzeihend, tröstend, verführend. Hier, sollte man glauben, wäre die Erzählung beendigt. Doch nein, der Dichter läßt nach drei Jahren der Trauer die stolze Miß Recha aus England zurückkehren. Sie hat sich von ihrem Gemahl, dessen

sie längst überdrüssig, losgekauft durch eine reiche Jahresrente, und kommt zu dem noch immer geliebten Richard und bittet demüthig, sein Weib, die Mutter seines Kindes, die Schwester Jenny's, die Tochter der Witwe seyn zu dürfen. Allerdings läßt sich wieder Vieles gegen diesen Schluß einwenden, aber wenn er auch gegen die ästhetische Nothwendigkeit sündigt, so bringt er doch einen so wohlthätigen Eindruck hervor, läßt das schneidende Entsetzliche in dem Opfertode Jenny's so mild-verklärt erscheinen, daß er dem Leser nur willkommen seyn kann.

In der „Lebensmagie,“ ein Titel, dessen Bedeutung, wie ich gestehen muß, mir nicht ganz klar geworden, ist das Thema Schauspielersleben, Schauspielersliebe, Conflict zwischen dem blühenden, strebenden Ideale und dem trocknen, verdorrten, knöchernen Philisthismus, in welchem das letztere einen nur zu natürlichen Sieg feiert. Ein unsäglicher Jammer liegt in der Art und Weise, wie die schöne Antonie dem Künstler Hermann verloren geht, um dem gleißnerischen, muckerartigen Prediger Wilhelmi geopfert zu werden, eine düstere Poesie in der Schlusssituation der Erzählung am Grabe Antonien's. Charlotte, die Coquette, lebenskluge Liebhaberin, und Rosenberg, der verlorne Sohn und Intrigant sind zwei Theaterfiguren, die unmöglich mit schärferem Auge aufgefaßt, mit besserer Rundung und Treue wiedergegeben werden können. Und wie köstlich getroffen ist der in der Trauerspieldichtung dilettantirende „Große dieser Erde,“ der vom Satan dazu getrieben wurde, das Scepter mit der Feder zu vertauschen, der die Schauspieler quälte mit holprigen Worten, an denen sich die Zunge verrenkt, Bombast, unerträglichem Schwulst und widerlichem Klingklang, der sehr geheimnißvolle Protector der schönen Charlotte, der bekannte Unbekannte, der bescheidene Empfänger der Bühnenlorbeern, welche die Hoffchauspielertruppe für ihn errungen. Auch diese Figur kann nur nach dem Leben gezeichnet seyn.

„Paul Jones,“ eine Erzählung voll lecker, brennender Romantik, spannender Verwicklung, geschickter Lösung der Fäden, springlebendiger Situationen, halb Land- und halb Seestück, schließt den zweiten Band. Der Dichter benutzte hier in gelungener Weise ein historisches Factum, die Landung des amerikanischen Seehelden Paul Jones an der englischen Küste, sein Kampf mit dem königlichen Schiffe „der Enterich“ im Mai 1788, der mit der theilweisen Vernichtung und Wegführung des letzteren endete.

Den dritten Band füllt die Erzählung „Nesse und Nichte,“ die in ihren Einzelheiten hier auch nur

oberflächlich zu verfolgen, der schon sehr in Anspruch genommene Raum leider nicht gestattet. Genüge daher die Bemerkung, daß sie, obwohl nicht gerade durchglüht von poetischem Feuer, doch den Pulsschlag einer lebendigen Gedankenwelt fühlen läßt, die erstaunliche Gewandtheit des Verfassers auf dem Gebiete so vieler Gegensätze, psychologischer Malerei und bunter Verschlingungen, was Situation, Handlung, Charaktere betrifft, wieder glänzend bethätigt. Dabei blitzen und funkeln hier und da herrliche humoristische Schlaglichter auf, die zu der Frage berechtigen dürfen, warum sich Mügge nicht einmal auf dem Felde des modernen Lustspieles versucht?

Die typographische Ausstattung der Sammlung, welche hiermit allen Literaturfreunden bestens empfohlen sey, entspricht dem Rufe der Brockhausischen Officin.

Joseph Mendelssohn.

**Die letzten Zähringer.** Ein historischer Roman von Fr. v. Stengel. Zwei Theile. Mannheim, bei Köppler. 1842.

Es mag nicht viel länger als etwa 600 Jahre seyn, da saß zu Durlach in der Abenddämmerung an der großen Tafel beim Grafen von Hohenburg, noch vom Mittagmahle her, eine ganze Partei vornehmer Herren beisammen. Wenn man einen halben Tag, wie sie, unter Schüsseln und Bechern, des Lebens Last und Hitze getragen hat, dann ist's kein Wunder, daß man endlich des Dinges herzlich satt wird. Wenigstens ging das dem Herzog Konrad von Schwaben aus Spoleto so, der von seinem Bruder, Kaiser Heinrich dem Sechsten, mit einem Heere gegen Herzog Berthold von Zähringen geschickt, ebenfalls bei diesem humpenvollen Symposion gewesen war. Er wankte hinweg, um in dem Hause eines engen Gähchens bei der reizvollen Wiltrudis wieder festen Fuß zu fassen. Alles glückte. Mittelst eines passenden Nachschlüssels kam er in das Haus und da er die schöne Ehefrau dort in tiefster Einsamkeit antraf, hoffte er zuversichtlich auch in ihr, sonst Jedermann, außer dem von ihr innigstgeliebten Eheherrn, verschlossenes Herz zu gelangen. Aber fehlgeschossen! Der gute, hochgestellte Mann versuchte an diesem unzugänglichen, bürgerlichen Herzen alle mögliche Schlüssel und Dietriche vergebens. Und als er zuletzt noch gar die Brechfränge anzuwenden dachte, da fand die hartbedrängter Frau, vermöge ihrer mannhaften Tugend, den Weg zu dem Herzen des Herzogs mit der Spitze von dessen eigenem Dolche. Er starb an dieser Operation.

Der Bruder des Kaisers also todt und auf so blutige Weise! Das mußte natürlich das gesammte preiswürdige Mittelalter in Harnisch und auf die Beine bringen. Und das ist es eben, worin uns Herr von Stengel zu versehen sucht. Unter einem fortbauenden Gewirr von Rache, Arglist, Verrath, Gift und Dolchen winden wir unbewaffneten Leser uns glücklich genug hindurch. Die Jammerlaute aus den Folterkammern und die Flüche der mit zerschlagenen Armen und Beinen auf die Räder der Hochgerichte lebendig Geflochtenen begleiten uns, so daß wir erst wieder frei aufathmen, wenn die letzte Zeile des zweiten Bandes verkündigt, daß das berühmte Geschlecht der Bähringer erloschen ist und die mittelalterlichen Recreationen uns für diesmal erlassen sind.

Es wird indessen der Leser genug geben, die in dem Frösteln, das uns Menschen bei unheimlichen Ereignissen gewöhnlich anwandelt, ein besonderes Vergnügen finden, und daher aus dem wenig tröstlichen Ganzen die davon gehoffte Unterhaltung wirklich herausgefunden haben. Manche glauben wohl auch dem Herrn Verfasser für die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen guten Willen der Wahrheit treu zu bleiben, durch viele geschichtliche Citate zu documentiren strebt, großen Dank schuldig zu seyn.

Bei'm Worte Gewissenhaftigkeit fällt uns übrigens eine grundfalsche ein, von der er die ehrenveste Wiltrudis hätte curiren sollen. Die wackere Frau schleppt sich nämlich mit dem immer wieder von Neuem aufwachenden Skrupel, daß sie den zu Rettung ihrer Ehre geführten Dolch, statt in des Herzogs Brust, nicht lieber in die eigene senkte, bis zu Seite 19 des zweiten Theils herum. Da es, wie sie gezeigt hat, in ihrer Macht stand, das gegen sie gerichtete Verbrechen durch den Tod des Verbrechers zu verhüten, so würde sie ja, hätte sie, die Schuldlose, den Selbstmord vorgezogen, selbst ein wahrhaft himmelschreiendes Verbrechen an dem sie liebenden Gatten begangen haben! Hätte Herr v. St. die verständige Frau, bald nach der von ihr vollbrachten glorreichen That, hierauf aufmerksam gemacht, so wären ihr dadurch viel „qualvolle Gewissensbisse“ erspart worden, die sich erst Theil 2, Seite 22 endlich „von selbst verlieren.“

**Das Pfarrhaus zu Nardal, eine norwegische**  
Novelle von Gustav vom See. Krolsen, Speyer'sche Buchhandlung 1842.

Es ist ein uraltes Uebel im wirklichen Leben, wie in der Romanwelt, daß das Herz des treuesten Bräutigams, bisweilen auf dem unschuldigsten Wege, in das Gebiet der Untreue hineingeräth. Aber die endlosen Variationen des uralten Thema's führen diesem nicht selten den Reiz der Neuheit zurück. Und hiervon legt das Pfarrhaus zu Nardal einen recht klaren Beweis ab. Unter der Hand des so verständigen als gefühlvollen Verfassers hat der vielbehandelte Stoff eine höchst anziehende Form gewonnen. Mit wenig Linien aber tüchtig gezeichnete Charactere und eine, bei aller Einfachheit doch wohlverschlungene Handlung, verbunden mit geschickter Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten der Gegend und der Sitten ihrer Bewohner, das Alles giebt dem Bilde eine recht erquickende Lebensfrische. Das gefällig abgerundete Ganze endet um so befriedigender, da aus den im Laufe der Geschichte als unlösbar erscheinenden Mißlauten zuletzt doch die freundlichsten Accorde hervorgehen. Referent glaubt, das so gutgeschriebene, als von der Verlagshandlung ausgestattete Buch besonders den feingebildeten Frauen und Jungfrauen empfehlen zu dürfen. Denn so pikant auch die Schilderungen in demselben sind, so wenig werden sie doch, sogar der strengsten Sittlichkeit, einigen Anstoß herbeiführen.

**Die Aufgabe des Jahrhunderts.** Eine Festrede zur Einweihung des Bonifacius-Denkmals in Fulda. Von H. König. Leipzig, bei Einhorn 1842.

Mit rhetorischem Schmucke reich angethan, bemüht sich diese Rede, uns die große Verschiedenheit der Aufgaben des Jahrhunderts, in welchem Bonifacius einst durch Einführung des Christenthums, dem Leben eine neue Gestalt ertheilte und des unsrigen, auseinander zu setzen. Möge das Seite 53 Eröffnete dem Leser im Voraus einen Fingerzeig darauf gewähren: „Einst machte die weltverschmähet Kirche aus dem Beten eine Arbeit, jetzt sucht das Leben aus dem Arbeiten sein Gebet zu machen. — Siehe, das ist die große Aufgabe und darum die große Unruhe unserer Zeit! Wir fühlen erst nur noch die Last der Arbeit, nicht ihre Befeligung und suchen noch für all diese strebsamen Richtungen der christlichen Freiheit die innere Weihe des Ewigen, die uns in der christlichen Liebe kommen wird.“